

II.3.2.4 Rezensionen 1769-1800

Herders Rezensententätigkeit setzt bekanntlich nicht mit dem Jahr 1769 ein. So sind bereits im Zeitraum von 1764-1767 mindestens achtundzwanzig Besprechungen in Johann Jacob Kanters *Königsbergischen gelehrten und politischen Zeitungen* und von 1767-1768 sieben Kritiken in Friedrich Nicolais *Allgemeiner deutscher Bibliothek* erschienen.² Da man mit einiger Plausibilität von drei Schaffens-Perioden sprechen kann, denen das Gros der Herderschen Rezensionen entstammt³, und die erste, welche grob auf ‚vor 1769‘ datiert werden kann, eher seiner Etablierung als Autor im literaturkritischen Betrieb und damit seiner Zeit in Königsberg und Riga zuzuschlagen ist [→ II.3.2.2], stehen im Folgenden diejenigen Rezensionen Herders auf dem Prüfstand, die *nach* seinem Aufbruch zur ‚französischen Reise‘ im Juni 1769 entstanden sind.

Hierbei ist anzunehmen, dass die drei Phasen und der sie prägende Rezensionsstil maßgeblich durch beides: das jeweilige Publikationsorgan *und* Biographisches bedingt sind. Die vorliegende Forschungsliteratur sucht hingegen häufig mittels nur *einer* Schwerpunktsetzung die stilistische und strukturelle Varianz der jeweiligen Rezensionen

1757 angekündigt wurde und 1771 und 1774 mit Verzögerung erschien.

² Vgl. zur Aufschlüsselung und zum Überblick der Herder zuerkannten Rezensionen die *Herder-Bibliographie* 1978, 174-190; SWS XXXIII, 186 u. 240; sowie Koepke 2009, 228-230. Vgl. zu Streitfragen und noch immer andauernden Kontroversen Anm. 11 und 47.

³ Als erster nimmt, soweit ich sehe, Max Wedel 1928 eine solche Unterteilung für die Rezensionen vor. (Diese ist keinesfalls zu verwechseln mit denjenigen das Gesamtwerk Herders gliedernden Perioden; vgl. dazu bspw. Grimm, FHA 2, 801 sowie [→ I.].) Wedel kapriziert sich dabei hauptsächlich auf stilistische Eigenheiten, die er jeweils an Lebenssituationen und -stationen zurückbindet. Vgl. Wedel 1967, 52ff. Ob man mit Wedel die ‚französische Reise‘ als Wegmarke zwischen der zweiten und dritten Schaffens-Periode ansehen sollte, ist mehr als fraglich. Dem Handbuchkonzept folgend wird mit dem Aufbruch aus Riga vielmehr ein Schlussstrich unter die Frühphase gezogen. Als Grenzstein zwischen der zweiten und dritten Phase fungiert hier die Weimarer Schaffenspause, was die Rezensionstätigkeit betrifft. Genaugenommen wäre es vermutlich am präzisesten, feingliederiger in Abhängigkeit des jeweiligen Periodikums zu unterteilen; vor, während und nach der französischen Reise ist mit der *Allgemeinen deutschen Bibliothek* nämlich eine Konstante gegeben, die einer achtlosen Koppelung von Lebensmittelpunkt und Phase widerspricht.

zu erklären. Wulf Koepke etwa fokussiert hauptsächlich die medienspezifischen Einflüsse, wenn er festhält: „Herder wrote for journals of different types, and this fact explains the considerable differences in style and structure of the works he contributed to them.“¹ Ganz diesem Denken verhaftet ist auch Astrid Urbans Band *Kunst der Kritik*, der die *Gattungsgeschichte der Rezension von der Spätaufklärung bis zur Romantik* (Untertitel) nachzeichnet, „den Zusammenhang von Kritik und Zeitschrift in den Vordergrund rückt“ und gegenüber „Autor- oder Werkgeschichten“ starkmacht.² Doch auch Herders Lebenslauf liefert wertvolle Hinweise zu Zungenschlag und Entstehungskontext seiner Kritiken. Zum Beispiel ist es unerlässlich, seine Biographie zu Rate zu ziehen, sobald es darum geht, die klaffende Publikations-Lücke (1776-1796) in der Reihe der Rezensionen während seines Weimarer Wirkens zu motivieren. Seinerzeit hält sich Herder als Generalsuperintendent nämlich deshalb „als Literaturkritiker weitgehend zurück, um sich theologischen und philosophischen Fragekomplexen zu widmen [...]“.³ Auf biographische Informationen muss auch dann zurückgegriffen werden, wenn seine zunächst überraschend anmutende Fokussierung auf die Besprechung von im weitesten Sinne theologischen Schriften in den *Frankfurter gelehrten Anzeigen* (vgl. bspw. SWS V, 423-426 u. 440-448) daher rührt, dass er sich ab einem gewissen Grad von Popularität die zu rezensierenden Texte und mithin deren Schwerpunkt aussuchen darf – ein Fakt, den die bloße Verquickung mit dem jeweiligen Rezensionsmedium nicht einmal ansatzweise in den Blick bekommen kann.⁴

Bevor nun unter Berücksichtigung *beider* Einflussfaktoren Herders Buchkritiken von 1769-1800 nach Phasen aufgeschlüsselt en détail nachgegangen wird, stellen sich einige Betrachtungen aus Fernsicht voran, die von dieser Heuristik unberührt sowohl Herder als Rezensenten global zu charakterisieren trachten, als auch das zeitgenössische Rezensionswesen sowie die literaturkritische Medienlandschaft des 18. Jahrhunderts beleuchten sollen.

Anders als für seine – zumindest ex post – einheitlicheren ‚Großprojekte‘ oder Lebensabschnitte lässt sich Herders Dasein als Rezensent nahezu unmöglich in ein gleichmäßiges Licht stellen. Schon Emil Staiger steht einem Einheitsgedanken für alle Herder tangierenden Belange höchst skeptisch gegenüber⁵, doch setzt die fast vierzig Jahre währende und Lebensstationen übergreifende Tätigkeit als Kritiker neue Maßstäbe hinsichtlich der Zerfaserung des Untersuchungsgegenstands. Bezeichnenderweise findet diese, zu einem Gutteil finanziell motivierte⁶, Lebens- und Werkfacette (fast) keine Beachtung in Biographien und systematischen wie historischen Einzeldarstellungen⁷; ja, selbst die bloße Zahl der auf Herder zurückgehenden Rezensionen ist bis heute nicht zufriedenstellend geklärt: „Herder contributed over the years a considerable number of book reviews [...]“.⁸ Dass Koepke hier im Vagen bleibt, hat durchaus seine Berechtigung. In Bernhard Ludwig Suphans Ausgabe sind 119 Rezensionen verzeichnet (vgl. SWS XXXIII, 186), per Nach-

¹ Koepke 2009, 228.

² Urban 2004, 234.

³ Herder-Kurzbiographie und -bibliographie des Instituts für Germanistik der Universität Rostock, o.S.

⁴ Vgl. Koepke 2009, 229.

⁵ Vgl. Kathan 1969, 3.

⁶ Vgl. Koepke 2009, 228.

⁷ Eine erfreuliche Ausnahme bildet Koepke 2009.

⁸ Ebd., 228.

trag werden fünf weitere mit Herder assoziiert (vgl. ebd., 240). Häufig verlässt man sich auf diese mit 124 Texten nicht kleine, relativ gesicherte Stichprobe, obwohl die Forschung verschiedentlich Bedenken angemeldet hat: Nicht nur ist der Versuch unternommen worden, Herder weitere Rezensionen zuzuschreiben, sondern es ist auch seine Urheberschaft einzelner Buchbesprechungen (massiv) in Zweifel gezogen worden.¹ Die *Herder-Bibliographie* von 1978 listet dementsprechend im Kontrast gut 130 Rezensionen, wobei sich die Diskrepanz zu den SWS eben daraus ergibt, dass die späteren Forschungsergebnisse (teilweise) berücksichtigt und also weitere Rezensionen aufgenommen², andere dagegen aussortiert worden sind.³ In die FHA jedenfalls hat es nur ein Bruchteil seiner Kritiken geschafft; die Unentschiedenheit, vielleicht gar Unentscheidbarkeit Herders Federstrich anbelangend mag einen nicht geringen Anteil daran haben.⁴

Zwar werden Rezensionen gemeinhin als „die Fußnoten der Literaturgeschichtsschreibung“ unterschätzt, doch zumal für das 18. Jahrhundert gilt: „Book reviews were an essential part of the cultural life at the time.“⁶ Und Herder mischt bei den „nachgerade zu Schlüsselwerken bei der Verbreitung der Aufklärung und beim Prozeß der bürgerlichen Emanzipation“⁷ avancierten periodischen Rezensionszeitschriften kräftig mit. Als einer der „berühmtesten Repräsentanten einer Kritik im Geiste des Sturm und Drang“ schießt er allerdings – so könnte man sagen – mitunter über das Ziel hinaus mit seinem „über jede Tageskritik hinausgehende[n] Interesse“ und seinem „lebhaften Stil[]“.⁸ René Wellek charakterisiert diesen als „neuen, glühenden, erregten, begeisterten Ton, ein gesteigertes Gefühl, einen Stil voll rhetorischer Fragen, Ausrufe [...]; es ist ein Stil voller Metaphern und Gleichnisse, [...] ständiger Fragen, der Anhäufung intensivierender Adjektive, Verben der Bewegung, von Metaphern, die von der Bewegung des Wassers, Lichtes, der Flamme, vom Wuchs der Tiere und Pflanzen abgeleitet werden.“⁹ Zu Herders stilistischer Manier sind mittlerweile einige hundert mehr oder minder streitbare Seiten geschrieben worden¹⁰, doch relativ einhellig kann man mit Hans Adler festhalten, „dass vom 18. Jahrhundert bis heute ein wesentlicher Teil der Kritik an Herder Stilkritik ist, oder anders: dass Herders Stil eine Rezeptionsbarriere war und ist.“¹¹ Ohne die pejorative Bedeutungsdimension mitzulesen, derzufolge Herder eine „weibliche[]“, Gotthold Ephraim Lessing eine „männliche“ „Lebendigkeit“ beim Schreiben beseele, fasst bereits Rudolf

¹ Welche Blüten diese emotionsgeladene und seitenreiche Kontroverse getrieben hat, lässt sich exemplarisch an Max Morris' Untersuchung *Goethes und Herders Anteil an dem Jahrgang 1772 der Frankfurter Gelehrten Anzeigen* von 1909 ablesen (vgl. Morris 1909, bspw. 460f.). Wedel bemerkt 1928 in *Herder als Kritiker*, dass im Laufe der Zeit die Forschung Herder zwischen 7 und 250 (!) Rezensionen allein für diese Zeitschrift zuerkannt hat (vgl. ebd., 105f.). Vgl. auch Hoffmann 1888. Vgl. ders. 1887, 238-253.

² Bspw. Nr. 1047, 1050, 1070, 1081 in der *Bibliographie*, die in den SWS fehlen.

³ Etwa François Hemsterhuis' *Lettre sur l'homme et ses Rapports*, SWS V, 466-470; *Essays on Song-writing*, ebd., 470-474; erschienen am 13. bzw. 24. November 1772 in den *Frankfurter gelehrten Anzeigen*.

⁴ Freilich sind auch andere Erwägungen bei der Auswahl der Rezensionen in Rechnung zu stellen; vgl. dazu bspw. den umfangreichen Kommentarteil Gunter E. Grimms in der FHA 2, besonders 803.

⁵ Urban 2004, 7.

⁶ Koepke 2009, 227.

⁷ Habel 2007, 9.

⁸ Baasner 2004c, 42.

⁹ Wellek 1959, 188.

¹⁰ Neben den in diesem Artikel zitierten vgl. vor allem die Detailuntersuchungen von Lenk 1968 sowie von Kohlschmidt 1929.

¹¹ Adler 2006, 17.

Haym die (nicht nur auf Zeitgenossen) offensichtlich befremdlich wirkenden stilistischen Besonderheiten kenntnisreich zusammen:

Bei Herder [...] ist jedes Wort gleichsam am lebhaft arbeitenden Herzen vorbeigekommen, die Sätze kräuseln sich zu unruhigen Figuren, auch wo es nicht durch die Natur des Gedankens gerechtfertigt ist. Daher nicht bloß übermäßig viele Frage- und Ausrufungszeichen, sondern auch pleonastische Wendungen, Selbstunterbrechungen, Gedankenstriche als Zeichen des stockenden oder des abgebrochenen Gedankens. (Haym 1, 286)

Doch ist es nicht nur das, was man im engeren Sinne unter ‚Stil‘ subsumieren würde, sondern Herders eigenwilliger Zugang zum Bereich der Buchkritik insgesamt, der ihm Unverständnis und Missgunst einheimst: „Emphatisch, strukturell mitunter problematisch und daher schwer verständlich, ragen seine Kritiken aus dem sachlichen, nüchternen Zugriff der Zeitgenossen heraus.“¹ Solch eine Einschätzung muss freilich verwundern, da die zeitgenössische Kritik ohnehin eine durchaus zum Extremen tendierende Prägung trägt: „Die Wertungsfreude der Sturm-und-Drang-Kritik, ihr mitunter unbändiger Vernichtungswille, erweckt gelegentlich den Eindruck von Willkür. Dem Selbstverständnis der Akteure nach besteht jedoch Konsens darüber, daß die Urteile den rezensierten Werken adäquat sein sollen, daß sie unvoreingenommen und wohlwollend die Leistungen der Poeten nachzuvollziehen haben.“² Ganz im Sinne dieses Selbstanspruchs heißt es bei Herder in seinen *Fragmenten zu einer „Archäologie des Morgenlandes“* (1769) [→ II.2.2]:

Jede gesunde Kritik in der ganzen Welt sagt, daß um ein Stück der Litteratur zu verstehen, und auszulegen, man sich ja in den Geist seines Verfaßers, seines Publikums, seiner Nation und wenigstens in den Geist dieses seines Stücks setzen müße [...]. (SWS VI, 34)

Allerdings entspricht er diesem selbst gemalten Idealbild eines unvoreingenommen und wohlwollenden Kritikers, der – wie es im zweiten Band der Fragmente *Ueber die neuere Deutsche Litteratur* (1766f.) [→II.3.2.2] heißt – dem „Leser erst Diener, denn Vertrauter, denn Arzt“, dem „Schriftsteller erst Diener, denn Freund, denn Richter“ sein solle (FHA 1, 266), nicht immer allumfassend. Obwohl die Mehrzahl seiner Rezensionen „encouraging and constructive“ genannt zu werden verdient, ist es „not surprising [...] that Herder’s polemics, although few in number, have attracted much more attention than his positive evaluations.“³ Aufgrund deren Schärfe dürfte dieser zutreffende Befund allerdings wirklich nicht wundernehmen:

Daß ein Vernünftler, [...] ein trockner Metaphysiker, der uns für seine Trockenheit auch nicht einmal mit Präcision und Bestimmtheit schadlos hält; der nicht nur selten weiß, was er sagen will, sondern noch seltner, worüber er redet [...] – *incredibile sed verum!*
Batteux Buch (System will und kann ichs kaum nennen) ist auf eine *belle Phrase* und nicht auf einen Strohalm mehr gebaut [...] Batteux Buch ist in Deutschland ein sehr verderbliches Buch gewesen. (SWS V, 279 u. 281)

Keine Seltenheit ist dieser Tonfall, den sich im exemplarisch zitierten Fall Charles Batteux für seine *Einschränkung der Schönen Künste auf einen einzigen Grundsatz* (1770) einhandelt. Herder urteilt zuhöchst emphatisch, harsch, subjektiv, aber diese „Rück-

¹ Herder-Kurzbiographie und -bibliographie, o.S.

² Baasner 2004c, 38.

³ Koepke 2009, 228.

sichtslosigkeit [...] darf, wenn schon als gezielte Verunglimpfung, doch wieder nicht als reiner Ausdruck leichtfertiger oder gar unqualifizierter Prüfung verstanden werden.“¹ Denn in der Tat, trotz der Aburteilung des Verfassers, dessen Stils und seines gesamten Werks, vor allem aber trotz des Vorwurfs der Substanzlosigkeit und gar Verderblichkeit – Herder kanzelt Batteux nicht achtlos und vor allem nicht selbstkritiklos ab, sondern er befragt sein Votum, hinterfragt sich selbst:

Mein Urtheil über Batteux ist hart, und den meisten meiner Leser, die selbst von und über ihn, so schöne Sachen gehört oder gesagt haben, wirds zu hart scheinen; ich wüßte aber nicht, warum ich in meinem Urtheile, in welchem ich jedes harte Wort wäge, nicht fortfahren sollte. (Ebd., 281)

Harte Worte findet Herder auch für die *Devisen auf deutsche Gelehrte, Dichter und Künstler*: Das „ganze ist eine elende [...] Burschenarbeit, in dem Winkel eines Städtchens voll Provincialgeschmack, an einem gähnenden Nachttische, mehr von blätternden Fingern, als nachsinnenden Gedanken gesammelt, und der Sammler selbst verdient sich als *Autor* eine weit schlechtere Devise, als er sich gegeben.“ (SWS XXXIII, 221) Was man einen Totalverriss nennen muss, ist bei Herder also durchaus manchmal auch ein vernichtendes Urteil über einen Menschen. Insofern könnte man ihm vorwerfen, er schließe einerseits von Einzeltexten auf Existenzen und Persönlichkeiten, andererseits färbte seine Vorurteile über Autoren und deren übriges Œuvre den Blick auf das zu besprechende Einzelwerk (vgl. bspw. SWS V, 317). Ein hartes Herz hingegen darf man wohl nicht prinzipiell unterstellen, weil gewissenhafte Überarbeitungen und mehrere Fassungen der Rezensionen gängige Praxis gewesen sind und keine aus der Hüfte geschossenen, unausgegorenen Kritiken das Licht der Welt erblickt haben², wie aus dem Nachlass bspw. anhand der von Michael Denis übersetzten *Gedichte Ossians* (vgl. SWS V, 322-330 vs. ebd., 416-420) ersichtlich wird. Dass sich Johann Gotthelf Lindner, dessen erstem Teil seines *Kurzen Inbegriffs der Ästhetik, Redekunst und Dichtkunst* Herder in seiner einseitigen (!) Rezension bescheinigt hat, es werde selbst dann „daraus *nie* was Rechtes mehr“, „wenn der Verf. auch noch 10 neue Ausgaben ausflickt“ (SWS V, 321), in der Besprechung des zweiten Teils dennoch zu einem Mann mausert, der „so viel Kenntnisse und Belesenheit“ (ebd., 370) besitze, zeugt neben Herders Bereitschaft zur (freilich: teilweise ironischen und nur partiellen) nachsichtigen Revision und einer gehörigen Portion Selbstkritik, was die eigene Einschätzungsgabe und Unfehlbarkeit anbelangt, von der Gewogenheit, Autor und Werk auch als unabhängige Kategorien zu denken. Was umso beachtlicher ist, als er in der Abhandlung *Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele* (1778) [→ II.1.2.4] zementiert: „Man sollte jedes Buch als den Abdruck einer lebendigen Menschenseele betrachten“, da das „Leben eines Autors [...] der beste Commentar seiner Schriften“ sei (SWS VIII, 208).³

Herder ist als Rezensent allerdings nicht nur in dieser, sondern in gleich mehrfacher Hinsicht außergewöhnlich: Indem sie der Forderung nach ‚Neutralität‘, danach, entweder „ausführlich didaktisch“, „referierend ohne harte Bewertungen“ oder „informativ mit

¹ Baasner 2004c, 39.

² Vgl. dazu auch Grimm, FHA 2, 803. Dass es sich dabei nicht um das Proprium der Rezensionen handelt, sondern um einen Wesenszug im Herderschen Schreiben an und für sich, legt etwa Wellek dar (vgl. ders. 1959, 189).

³ Vgl. dazu Wellek 1959, 190f.

allgemeinbildendem Anspruch“ zu rezensieren¹, nachkommen, wie es in den meisten Moralischen Wochenschriften, Gelehrten Journalen und Zeitungen des 18. Jahrhunderts – etwa in Christoph Martin Wielands *Teutschem Merkur* – Usus ist, machen andere Rezensenten den Leser glauben, es handele sich um Urteile auf wissenschaftlicher Basis.² Fernab davon, Rezensionsdienst nach Vorschrift zu verrichten, ist Herders Alleinstellungsmerkmal als Literaturkritiker demgegenüber darin zu sehen, dass er alle diese Anforderungen geflissentlich untergräbt, dass er die Rezensententätigkeit ernst nimmt und *subjektiv* mustert, lobt, lobhudelt, tadelt, verreit, und dass ihm schließlich die „publizistische Erziehung einer Leserschaft [...] weniger am Herzen [liegt] als die konsequente – wenngleich eklektische und fragmentarische – Ausarbeitung theoretischer Beiträge auf hohem fachlichen Niveau.“³ Kurzum: Herder „begreift Kritik vor allem als Einfühlung, Identifikation, als etwas Intuitives, das sich der ratio entzieht.“⁴ So steht es ihm etwa fern, Heinrich Wilhelm von Gerstenbergs *Ugolino* als „Kunstrichter vom Handwerk [...] beurtheilen“ zu wollen, wenn er frank und frei angibt, vielmehr „dem Strome meiner Empfindung“ gefolgt zu sein (SWS IV, 308). Was Herder folglich liefert, sind Denkanstöße zur Weiterbildung, Kontextualisierung, bestenfalls *nach* der Lektüre des jeweils rezensierten Texts; nicht jedoch „[e]mpfehlende, warnende oder auch nur neutrale Informationen über Bücher“, die „das Publikum [...] animieren [...], Bücher zu kaufen oder in der Bibliothek auszuleihen [...]“.⁵

Seine Buchbesprechungen mischen Kompetenzfacetten aus Bereichen, die man heute etwa dem Peer-Review oder dem Essay vorbehält. Auch der Forderung, zeitnah ein Buch zu besprechen, steht er eher fern.⁶ Was Nicolai zur Weißglut getrieben hat, lässt sich indes als weiteres Indiz dafür nehmen, dass Herder eher an ernsthafter Kritik gelegen war als an tagesaktuellem (Kultur-)Journalismus.⁷ Letzterem erteilt auch die nach mehreren Seiten des Tadels versöhnlich stimmende Formel, die die Besprechung von August Ludwig Schlözers *Vorstellung seiner Universal-Historie* beschließt, eine Absage: „Bei allem aber zeigt schon die Länge unsrer Recension, daß wir das Buch beträchtlich halten, und eben deßwegen haben wir die Fehler eines Autors, der mehr als eitel werden sollte, freier gerüget.“ (SWS V, 440) Bei aller obwaltenden Härte und selbst bei drastischsten Verrissen wie etwa dem von Friedrich Carl Casimir von Creuz' *Oden* (vgl. ebd., 290-303) lässt sich daher nicht in Abrede stellen, dass Herder (fast) immer – die Ausnahme bestätigende Regel bilden einige Rezensionen in den *Frankfurter gelehrten Anzeigen* und dem *Wandsbecker Bothen* (s.u.) – eine Prise Fairness in die Kritiken einarbeitet und wenigstens die Richtung weist, in der seines Erachtens Potential und Besserung liegen (vgl. ebd., 295f.). Im direkten Vergleich zu Lessing, einem zeitgenössischen ‚Hardliner‘, lässt sich Herder sogar eine gewisse Milde testieren, da jener „mit seinen Gegnern einigermaßen erbarmungslos umspringt und nicht vor schneidender Polemik, vor Ironie und Satire zurückschreckt“ – hingegen „liegt Herder die positive Würdigung näher, auch wenn er

¹ Baasner 2004b, 36.

² Dass bspw. Staiger und Wellek dieses Kriterium als Messlatte an Herders Schriften anlegen und ihn damit missverstünden, kritisiert Kathan (vgl. ders. 1968, 5).

³ Baasner 2004c, 42.

⁴ Wellek 1959, 190.

⁵ Anz u. Baasner 2004, 7.

⁶ Vgl. Otto 1887, 239.

⁷ Vgl. Baasner 2004a, 26f.

sich hin und wieder zu harscher Polemik hinreißen läßt.¹ Damit weist sich Herder – im Gegensatz zum „ganz auf die Kräfte der allgemein zugänglichen Vernunft setzende[n] Kritiker“ – als „auf ein komplementäres Modell einempfindenden Verstehens und distanzierender Historizität setzender Erzieher“ aus.² Dessen eingedenk sind Herders Rezensionen veritable Bausteine des Gelehrten Diskurses sowie der ‚Volksaufklärung‘ des 18. Jahrhunderts.

Hatte sich Herder in seinen Königsberger und Rigaer Rezensionen [→ II.3.2.2], also während der ersten Phase als Rezensent (1764-1768), vorzugsweise mit den moralphilosophischen und ästhetischen Entwicklungen der neueren deutschen Literatur beschäftigt, die Sinnlichkeit der ältesten Poesie erörtert, den polemischen Streit mit Christian Adolph Klotz begonnen und schließlich auch die Sonderstellung Ossians und William Shakespeares in der britischen Kulturgeschichte herausgearbeitet, so lassen sich die ab 1769 entstehenden Buchbesprechungen der zweiten Phase (1769-1776) deutlich schwerer sinnvoll einem spezifischen Themenbereich zuordnen. Deren Zusammensetzung ist einigermaßen bunt gemischt: Neben der Besprechung der Werke renommierter Schriftsteller (Friedrich Gottlieb Klopstock, Lessing, Johann Georg Sulzer etc.) finden sich Kritiken zu (auch: unbekannteren) Übersetzungen aus dem Englischen, Französischen, Griechischen und Lateinischen; gattungsübergreifend solche zu Dramen, philosophischen Abhandlungen, Schriften zu Religion, Kunst, Musik, Naturwissenschaft, (Auto-)Biographien, Oden, Elegien, Lehrgedichten und Briefen, Rezensionen zu Geschichtlichem, Lobreden, Vorlesungen, zur Ästhetiktheorie, zu Rhapsodien, christlichen Liedern, Fragmenten und Abhandlungen etwa zu Physiognomie und Politik. Besprochen werden Zeitgenossen und Klassiker, Primär- und Sekundärliteratur, Belletristik und Sachbuch, ‚Ernstes‘ und ‚Unterhaltendes‘. Je nach Rezensionszeitschrift, in der seine Besprechungen publiziert werden, divergieren sie beträchtlich in puncto Länge, Gewogenheit, Struktur, Stil sowie vermutlicher Intention und Adressierung an bestimmte ‚ideale‘ Leserssegmente. Erst diejenigen Rezensionen der dritten Phase (1797-1800) lassen sich dann wieder homogener als ‚humanistisch-theologisch-volkspädagogische‘ klassifizieren.

Eine einzige Feststellung ist in der Lage, Herders vielgestaltige Buchbesprechungen *aller* drei Phasen zu einen: persönliche Involviertheit! Nicht das zu Rezensierende stellt das Epizentrum seiner Ausführungen dar. Vielmehr trifft es die Formulierung, er spüre assoziationsreich, subjektiv dem Eindruck nach, den der Text auf ihn persönlich gemacht hat. Herder „described his own emotions and invited the reader to join him in his enthusiasm.“³ „Diese Auffassung von der Kritik als Einfühlung ist eng mit Herders Geschichtssinn verbunden, mit seiner beharrlichen Forderung, daß jedes Werk der Literatur aus seiner geschichtlichen Umgebung heraus gesehen und interpretiert werden müsse.“⁴ Vielleicht ließe sich sagen, dass Herder in seinen Rezensionen den Schritt zurück wagt und versucht, das einzulösen, was den *Kritischen Wäldern* (1769) [→ II.3.2.3] zufolge den Namen „eines goldenen Zeitalters“ der Literaturkritik genannt zu werden verdiene: Als

¹ So Grimm, FHA 2, 802.

² Ebd.

³ Koepke 2009, 228.

⁴ Wellek 1959, 191. Vgl. zu Herders „Methode des ‚Nachfühlers‘“ auch Kathan 1968, insbesondere 98-140; Zitat ist zugleich Kapitelüberschrift.

„die Weisheit noch nicht Wissenschaft, und Schriftstellerei; die Wahrheiten noch nicht Systeme; die Erfahrungen noch nicht Versuche waren: statt zu lernen, was andre gedacht, erhob man sich selbst zum Denken [...]“ (FHA 1, 265) Jedenfalls schlägt Herder mit seinem idiosynkratischen Duktus ein neues Kapitel in der Geschichtsschreibung der Rezensionshistorie auf und transzendiert die Grenze „from the merely informative style of journals like Nicolai’s to a more personal style that offers opinion as well as information.“¹ Damit trägt Herder als Kritiker, als Rezensent dem Diktum Eva Menasses *avant la lettre* Rechnung: „daß die Literaturkritik ein Bastard zwischen dem literarischen Schreiben, der Wissenschaft und dem Journalismus ist.“²

Herders „Reisejahre“³ und die damit einhergehenden „pekuniäre[n] Probleme“⁴ markieren den Beginn seiner hinsichtlich der Rezensionen zweiten Schaffens-Periode, die sich über den Zeitraum von 1769-1776 erstreckt. Bereits im *Journal meiner Reise im Jahr 1769* (SWS IV, 343-486) [→ II.4.2.2] „ist durchgängig Herders Ringen um neue sprachliche Ausdrucks- und Bildkraft zu spüren“⁵, welche die Signatur seiner Rezensionen dieser Phase bildet und eine ästhetische Radikalisierung von der *Allgemeinen deutschen Bibliothek* über die *Frankfurter gelehrten Anzeigen* hin zum *Wandsbecker Bothen* vorzeichnet.

Von Nicolai schon 1766⁶ aufgrund seines Standings „feyerlichst“⁷ darum gebeten, sagt Herder zu, für die *Allgemeine deutsche Bibliothek* (1765-1806) als Beiträger zu arbeiten. „Nicolais Hoffnung, von Herdern ‚jährlich 6 oder 8 Recensionen‘ zu erhalten, gieng freilich, so lang dieser in Riga weilte, nicht in Erfüllung.“⁸ Erst nach seiner sich an die Reise(n) anschließenden Übersiedlung als Konsistorialrat nach Bückeburg „entwickelte Herder eine regere Theilnahme für Nicolai [...]. Zwar hat Herder [...] ungefähr 30 Recensionen an Nicolai eingeschickt, aber er hat dem vielgeplagten Manne fast ebenso viele abgeschlagen.“⁹ Als Erklärung seiner „regere[n] Theilnahme“ hilft nur die Konsultation seiner Vita: Vorfinanziert durch Spenden¹⁰, „bemühte sich Herder umgehend um Abtragung seiner liegengeliebenen Rezensionsschulden“, nachdem er einmal in „Bückeburg etabliert“ ist.¹¹ Die somit neu entflammte Bereitschaft zu rezensieren, bricht sich dann endgültig im immens produktiven Jahr 1772 Bahn, das bezüglich der Quantität mit mehr als dreißig Besprechungen für die *Allgemeine deutsche Bibliothek* und die *Frankfurter gelehrten Anzeigen* zu Buche schlägt. Letzterem Publikationsorgan trägt hauptsächlich Herders qualitativer Anteil daran gar das Attribut eines „berühmten Jahrgangs“¹² ein.

¹ Koepke 2009, 230.

² Menasse 2002, 123. Zitiert nach Neuhaus 2004, 165.

³ Vgl. zu dieser Bezeichnung die Kapitelüberschrift aus Michael Zaremba: *Johann Gottfried Herder. Prediger der Humanität. Eine Biografie*. Köln/Weimar/Wien 2002, 81-118.

⁴ Ebd., 91.

⁵ Ebd., 85.

⁶ Entgegen Koepkes Angabe des Jahres 1768! Vgl. ders. 2009, 228.

⁷ Grimm, FHA 2, 1375.

⁸ Hoffmann 1887, 238f.

⁹ Ebd. Dass in Grimms Kommentar der FHA 2 von 35 (vgl. ebd., 1376), bei Koepke 2009 gar von „more than forty“ (ebd., 228) Buchbesprechungen die Rede ist – womit sich Letztgenannter offenkundig an den einundvierzig in den SWS gelisteten orientiert –, führt einmal mehr die unbefriedigende Quellenlage vor Augen. Dabei wäre just diese gesicherte Basis elementar, um verlässlichere Untersuchungen zu Herders Rezensionen vornehmen zu können.

¹⁰ Vgl. Zaremba 2002, 92.

¹¹ Grimm, FHA 2, 1376.

¹² Jansen 1973, 63.

Von Beginn an steht die Mitarbeit Herders an der *Allgemeinen deutschen Bibliothek* unter keinem besonders guten Stern. Nicolais ‚Schulmeisterei‘ auf der einen, Herders ‚konstruktive[r] Geist‘, dem ‚der unsystematische Entwurf, das großangelegte Planen und das modellhafte Ausführen‘ eignen, auf der anderen Seite – die ‚literarästhetische[n] Position[en]‘ von Herausgeber und Mitarbeiter lassen sich unterschiedlicher und unvereinbarer kaum denken.¹ Dennoch raufen sich beide eine Zeitlang zusammen, wie wohl sich an der ‚*Stilfrage*‘² immer wieder der schwelende Streit entzündet. ‚Wie ein roter Faden durchzieht das Stilproblem, das letzten Endes ein Weltanschauungsproblem ist [...]‘³, ihre Korrespondenz, bevor es 1774 zum ‚endgültigen Bruch‘⁴ ‚between these two stubborn men‘⁵ kommt.⁶

Noch deutlicher als an anderen Publikationsorten kann man für Herders Rezensionen in der *Allgemeinen deutschen Bibliothek* festhalten, dass sie zumindest den Anschein erwecken, leserfreundlich geschrieben zu sein und Textsortenerwartungen zu bedienen, finden sich doch zu Beginn häufig ‚Einleitungen‘, die man als Aufhänger oder Kontextualisierung beschreiben kann. Allerdings werden die eigentlichen Texte – wie andernorts auch – derart voraussetzungsvoll besprochen, dass jemand, der den Primärtext *nicht* kennt – vermutlich eher Regel als Ausnahme –, aus der Besprechung wenig unmittelbaren Nutzen ziehen kann. Herder enttäuscht nicht nur diesbezüglich die Erwartungen, die sowohl im 18. Jahrhundert als auch heute an Kritiker und Kritiken gerichtet werden, sondern auch in der Missachtung weiterer ‚Normen und Werte‘ wie etwa des Credo: ‚Kritik an der Sache, nicht an der Person‘.⁷ Konsequenter kommt Herder besonders in der *Allgemeinen deutschen Bibliothek* allerdings einer anderen Forderung an einen ‚guten‘ Rezensenten nach: der Selbstthematization des Anspruchs bzw. der Selbstreflexion (vgl. bspw. SWS V, 285 u. 288). Auch den bisherigen ‚Pressestimmen‘ wendet sich Herder zu und setzt sich mit ihnen auseinander (vgl. etwa ebd., 303-308), womit er ‚Kompetenz und Gründlichkeit‘⁸ demonstriert und sich in den literarästhetischen Diskurs umso nachhaltiger einschreibt.

Belletristische Rezensionen sind überrepräsentiert in der *Allgemeinen deutschen Bibliothek* und spiegeln damit wider, dass Nicolai sich von Herder vorwiegend solche Besprechungen auserbeten hat, die seiner Expertise am nächsten liegen.⁹ Chronologisch – bezogen auf das Erscheinungs-, nicht das Entstehungsdatum!¹⁰ – rezensiert Herder ab 1769 etwa den ersten Band von Ossians Gedichten in der Übersetzung von Denis, Gerstenbergs *Ugolino*, den obengenannten Batteux, Daniel Webbs *Versuch über Shakespear*, den

¹ Grimm, FHA 2, 1376.

² Ebd.

³ Ebd., 1377.

⁴ Ebd., 1378.

⁵ Koepke 2009, 228.

⁶ Zwei Gründe mit eindeutiger Schuldzuweisung werden üblicherweise dafür benannt: ‚Nicolais ironische Rezension der *Ältesten Urkunde des Menschengeschlechts*‘ zum einen und seine spöttische Äußerung ‚zu Herders Plan einer Sammlung *Alter Volkslieder*‘ zum anderen, wie Nowitzki in diesem Handbuch bilanziert [→ I.]. Vgl. dazu auch [→ II.2.2 u. II.3.3.2].

⁷ Habel 2007, 231ff.

⁸ Ebd.

⁹ Vgl. Koepke 2009, 228f.

¹⁰ Vgl. etwa Grimm, FHA 2, 1379.

zweiten und dritten Band des Denisschen Ossian, Lessing und Klopstock¹, womit als Sonderfall in der *Allgemeinen deutschen Bibliothek* die Rezensionen zugleich auch als strategische und plausibilisierende Flankierung seiner ‚größeren‘ Schriften zu lesen sind [etwa → II.3.3.1]. Neben dem ‚Kerngeschäft‘ des Rezensenten, die jeweiligen Bücher zu besprechen, widmet sich Herder mit Feuereifer auch für dieses Genre (zumindest auf den ersten Blick) abseitigeren Aufgaben, die nur unter Berücksichtigung größerer Werkzusammenhänge erklärlich sind. Für die in Übersetzung vorliegenden Bücher bspw. lassen sich Herders Argwohn gegen die prinzipielle Übertragbarkeit von Sprache zu Sprache im Allgemeinen – „die Originale [...] sind allemal unübersetzbar!“ (ebd., 430) – und sein tiefes Misstrauen in die einzelnen Übersetzungen im Speziellen beobachten. Samt und sonders tadelt Herder die Insuffizienz „solcher Miethübersetzer“ (ebd., 431), die nie restlos zu gefallen verstehen, weil sie laut Herder sowohl Inhalt respektive Sinn als auch Form vielfach verfälschen und verfehlen. Ossians „[r]auhe Kürze“ und „starke Erhabenheit“ (SWS IV, 322) bspw. seien schlichtweg nicht im Hexameter abbildbar mit seiner Eigenart als „angenehm fortwallend und ausmahlend“ (ebd.). Nicht zuletzt aufgrund der Personalunion aus Fremdsprachenkenntnissen und Sprachgefühl moniert Herder die auf der Strecke bleibende ‚Angemessenheit‘: „Noch immer Oßian der Hexametrist, der Klopstockianer, da man Oßian den kurztonenden, unregelmäßigen Celtischen Barden hören sollte.“ (SWS V, 322) Obwohl Herder sehr wohl kleinere Fauxpas (à la Denis) von größeren Schnitzern und diese wiederum von Totalausfällen (vgl. etwa ebd., 431) sondert, fragt sich der Polyglott allgemein, was „doch die Deutschen Verleger mit allem Zeuge von Übersetzungen wollen!“ (Ebd., 430) Die französische Sprache etwa sei schließlich doch „allgemein genug bekannt“, um nicht „jedes mittelmäßige Stück“ fehleranfällig übersetzen lassen zu müssen (ebd.). Idealerweise allerdings „verlöre sich“ das „Übersetzergeschmeiß“ insgesamt, um nicht noch weitere Originale „geschändet und verstümmelt“ zurückzulassen (ebd.). Allein anhand der Rezensionen lassen sich Bausteine zu einer Übersetzungstheorie Herders formen, die tief in dessen Überzeugung wurzelt, dass Literatur kultur- und zeitgeistsensibel gewachsen und schlechterdings unmöglich ohne Weiteres ‚verpflanzbar‘ sei (vgl. bspw. ebd., 323).² Augenfällig transzendiert der Rezensent sein Kerngeschäft nicht nur mit der starken Thematisierung der Bedingungen der Möglichkeit von Bedeutungstransfer über Sprachgrenzen, sondern auch dann, wenn er den Buchmarkt radikalkritisch befragt, ob Gelegenheitsdichtung der Drucklegung überhaupt würdig sei: „Die Rede auf das Geburtsfest des verst. Königes von Schweden konnte wohl gehalten, vielleicht auch gehört; warum aber soll sie gedruckt? warum soll sie gelesen werden?“ (Ebd., 320) Eine berechtigte Frage, so ließe sich leserseitig argumentieren, die Herder an dessen statt dem Literaturbetrieb stellt.

Es sei das Augenmerk noch auf Einwebungen anderer Autoren in Herders Rezensionen der *Allgemeinen deutschen Bibliothek* gerichtet (vgl. etwa SWS IV, VI f. u. SWS V, XXIII), die immer zur Vorsicht gemahnen sollten, vorschnelle Aussagen über die nur scheinbar aus einem Guss gefertigten Texte zu tätigen. Denn hier kulminieren erneut die verwickelten Einflüsse biographischer wie medienpezifischer Natur: Hatte Herder Nicolai 1767 „zu gewissen redaktionellen Eingriffen“ „bevollmächtigt“, so entzieht er ihm mit zunehmender Verschlechterung der persönlichen Beziehung dieses „uneinge-

¹ Vgl. ebd. und die *Herder-Bibliographie*.

² Vgl. Wellek 1959, 191.

schränkte Recht zum Redigieren seiner Texte.“¹ Stein des Anstoßes ist erneut die divergierende Auffassung darüber, was Sinn und Zweck, vor allem aber auch *wie* Stil und Ton einer Rezension sein sollen; in Nicolais Augen sprengen Herders Besprechungen den Rahmen „of what was supposed to be an organ of mere ‚neutral‘ information.“²

Stilistisch unterscheidet sich Herder von den gelehrten Rezensenten, sein lebhafter, literarisierter Stil verleiht den Kritiken ein eigenes Gepräge. [...] Es ist dieser Gestus, der schließlich auch Nicolais Unwillen gegen seinen wichtigen Beiträger zur AdB wachsen läßt. Neben Nicolais Blatt beteiligt sich Herder an den ‚Frankfurter Gelehrten Anzeigen‘, zu denen er dem Redakteur Johann Heinrich Merck im April 1772 die ersten Rezensionen liefert. In diesem Medium ist Herder vom Ungestüm seines Stils und seiner weitreichenden kritischen Haltung her angemessener positioniert.³

Nach der – um mit Koepke zu sprechen – ‚Übernahme‘ der *Frankfurter gelehrten Anzeigen* „a group of young rebels including Goethe, Johann Heinrich Merck, and Goethe’s brother-in-law Johann Georg Schlosser [...] filled the pages with irreverent opinions and emotional polemics. Herder participated actively in this enterprise.“⁴ Dieser Schritt auf der Stufenleiter einer noch ‚expliziteren‘ Kritik führt zu „sachlich-scharfen, übermütig-spöttischen und verletzend-bitteren Rezensionen“⁵, wie sie die Zeitschrift bis dato noch nicht gesehen hatte. Das aber trifft den Nerv der Zeit, „das war ja gerade das Neue.“⁶

Äußerst verletzend und herausfordernd, von kaum zu überbietender kritischer Schärfe sind die Beiträge Herders. Respektlos wandte er sich gegen die Göttinger Professoren Michaelis und Schlözer und erregte großes Aufsehen durch die Weite neuer geschichtsphilosophischer Gedanken. Oft genug spiegelt sich in seinem eruptiven Stil, in seinem verbitterten Ton und in der leidenschaftlichen Ichbezogenheit seiner Kritiken die Unzufriedenheit mit seinem Leben in Bückeburg wider. Kennzeichnend für Herder sind die Rezensionen über Michaelis, Denina, Schlözer, Semler, Millar, Beattie, Chalotais, Pindar, Velthusen, Lambert, Harmar, Harles und die ‚Auserlesene Bibliothek‘.⁷

Darüber, dass Herders Rezensionen in den *Frankfurter gelehrten Anzeigen* die Klaviatur des Verletzenden erweitern, legen seine Rezensionen zu Johann David Michaelis beredtes Zeugnis ab. Zwar sind die weiter oben bereits zitierten Besprechungen aus den *Frankfurter gelehrten Anzeigen* auch erkennbar reißerisch, doch sind sie in ihrer Überspitzung, in ihrer Überzeichnung bereits als solche erkennbar. Im Urteil über Michaelis’ *Versuch über die siebenzig Wochen Daniels* (SWS V, 445-448) kennzeichnen dahingegen subtilere, ‚unredlichere‘ Strategien die Stoßrichtung:

Der Ton ist: *sich selbst alles ungemein verzeihend*, und überhaupt sehr abstehend von der nur zu *kurzen und dunkeln Erklärung des Engels selbst!* hätte der sich doch mehr und heller erklärt; nur ein Achttheil von Herrn *Michaelis* Ausführlichkeit! Aber leider! dem guten Engel *Gabriel* wurden *keine Bogen bezahlt*; daher sprach er – – leider nur *Worte!* (Ebd., 448)

¹ Grimm, FHA 2, 1376.

² Vgl. Koepke 2009, 228.

³ Herder-Kurzbiographie und -bibliographie, o.S.

⁴ Koepke 2009, 229.

⁵ Jansen 1973, 63.

⁶ Ebd., 69.

⁷ Ebd.

In der Verschränkung von stilistischer und inhaltlicher Kritik, von Dilettantismus- und Habgiervorwurf unter der deutlich ruhigeren Sprachoberfläche handelt es sich um eine neue Qualität der Pikierung. Michaelis' Abhandlung *über den Tempel Salomons* bespricht Herder offener anfeindend als „alle Gelehrsamkeit verachtende“ (SWS XXXIII, 223), aber es finden sich auch hier eben jene Tendenzen einer unter die Gürtellinie reichenden Geringschätzung, wie sie Herders Rezension über *Michaelis Mosaisches Recht* (SWS V, 423-426) konturieren. Herder hebt an: „Alle die guten Talente, durch die sich bisher die Schriften des Herrn Hofrath Michaelis dem Publikum unsres Jahrhunderts empfohlen haben, liegen, vielleicht noch in mehrerm Lichte, auch im *Mosaischen Recht* der Welt vor Augen.“ (Ebd., 423) Im spielerischen Als-ob benennt er diese angeblichen Vorzüge nachfolgend mit der „Gabe“, „sich auf Lehrstunden, auch gegen Leser zu berufen, *die diese Stunden nicht besuchen wollen*“, „fremde Gesichter sehr glatt abzuwischen, und sein Eigenes sehr zu schminken“ sowie der „Geschicklichkeit, *Schwächen zu verbergen*“, um nonchalant zu schließen, dass ihn, den Rezensenten, trotzdem „fast kein Stück, kein Theil befriedigt habe“ (ebd., 423f.).

Parallel zur Mitarbeit an den *Frankfurter gelehrten Anzeigen* verdingt sich Herder als Beiträger zum von Matthias Claudius herausgegebenen *Wandsbecker Bothen* (1771-1775), welcher nicht zuletzt aufgrund seiner hohen Erscheinungsfrequenz, die ihn nahe an eine Tageszeitung rückt, und seiner namhaften Beiträger einen guten Leumund genießt.¹ Herders drei oder vier² unerbittlich harte Kritiken harmonieren insofern mit dem *Bothen*, als Claudius prinzipiell „der Vernunft Grenzen“ setzt und „der Empfindsamkeit und der Intuition einen größeren Spielraum“ gibt.³ Damit ist jene „ästhetische Freiheit“ in der Ausrichtung der Zeitschrift gegeben, die „zu den neuen ästhetischen Werten des Sturm und Drang“ überleitet, welche zu bedienen Herder sich auf das Mustergültigste versteht.⁴ In einem anderen Blatt oder unter weniger freundschaftlicher Verbindung mit Claudius wäre wohl eine Buchkritik wie die folgende über Christian Heinrich Schmidts *Biographie der Dichter* (ebd., 420-422) nicht denkbar gewesen:

Die Asche der Edeln ruht sanft und stille, wenn auch das frechste Getümmel über ihrem Grabe, und die unreinste Hand an ihrer Urne wütete: der Lorbeer um ihre Urne grünt unvergiftet vom Anhauch des ärgsten Biographen; er krümmt sich nur, die zarte empfindliche Pflanze krümmt sich nur seitwärts, um nicht vor den Augen eines solchen Menschen zu grünen, und das Andenken im Herzen der Freunde, der Liebhaber – o das ist da wo kein *Schmidt* ihm nachgraben und kein Räuber es stehlen kann –

Aber doch muß jedes gute Gemüth Zorn und Wuth entflammen, wenn es sieht, wie da einem solchen fühllosen, unwissenden Frevler auch selbst die Gräber unsrer Guten, das größte Heiligthum unsers Vaterlandes nicht heilig gnug sind! wie er da, Schmierer und Zusammenstoppler, bald gloßirt, bald leugt, bald lästert, und was noch ärger ist, bald lobt, daß wer nie zuerst den Autor kannte, und hier aus seinem Leben – nein! aus Schmidts Leben mit seinem Nahmen geschändet, Nachricht bekäme – Gott! welch ein Bild bekäme! (Ebd., 420)

Herder zieht Schmidt im weiteren Verlauf wiederholt der Lüge, bemüht überdies despektierliche Attribuierungen wie „Unsinnige und Besessene“ (ebd.), „Männlein“ und „Schmäher“ (ebd., 421), um letztlich festzuhalten, dass Schmidts „verstümmeln und

¹ Vgl. McCarthy 1999, 184f.

² Vgl. dazu bereits Haym I, 520f., dort Anmerkung 54.

³ McCarthy 1999, 185.

⁴ Ebd.

schänden“ der deutschen Dichter des „Hassens und Zornes werth“ (ebd., 422) sei. Hiermit ist der Gipfel an kritischer Drastik erklommen.

Als kurzes, aber intensives Intermezzo muss Herders Tätigkeit als Beiträger zur *Auserlesenen Bibliothek der neuesten deutschen Litteratur* bezeichnet werden. Innerhalb nur eines Jahrs (1776) platziert er darin ca. zehn hauptsächlich im theologischen Milieu anzusiedelnde Kritiken, worunter sich sechs mit Johann Caspar Lavaters Schriften befassen, zwei davon mit dessen *Physiognomischen Fragmenten zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe* [→ II.3.3.1].¹

Wie vordem erwähnt, setzt nun eine Pause ein, ereignet sich mithin eine Zäsur im Rezensentendasein: Mit einer einzigen Ausnahme schreibt Herder in den Jahren von 1777 bis 1796 keine einzige Rezension, „although he continued to write about books.“²

Zwischen sechsundzwanzig und neunundzwanzig Rezensionen an der Zahl sind es, die von 1797-1800 eine dritte und letzte Phase der Rezensententätigkeit Herders einläuten. Karl Theodor von Dalberg, seines Zeichens Statthalter von Erfurt und zugleich ‚Spezialprotektor‘ der dortigen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften, gewinnt Herder 1797 als Mitarbeiter der *Erfurtischen Nachrichten von gelehrten Sachen* (1797-1803).³ Seine in diesem, an die Akademie angekoppelten Publikationsorgan veröffentlichten „reviews – signed by Herder – were intended to propagate useful literature, especially for the young generation. Herder wrote at least twenty-six reviews between 1797 and 1800 in a spirit of educational usefulness, not anything close to literary criticism.“⁴ Ob es sich nicht gerade bei diesen Buchbesprechungen mit ‚erzieherischem Auftrag‘ um Kritik im engeren Sinne handelt – immerhin muss man für Herder ohnehin ein anderes Verständnis von ‚Literaturkritik‘ anlegen –, die allerdings unter gänzlich anderen Vorzeichen verfasst worden ist, sei ad interim offen gelassen. Den „Geist der Humanität selbst, [...] der Milde und Billigkeit“ (Haym 2, 786) sieht Haym am Werk, um diesen Rezensionen eine einheitliche Linie zu geben. Nach einer längeren Zeit der Abstinenz vom Kritikergeschäft „muten“ diese nun „auf menschliche Bildung und Wohlfahrt“ zielenden Rezensionen laut Haym „wie Stücke aus den Humanitätsbriefen an“ (ebd.) [→ II.1.4.3]. Diese folgenschwere Zuschreibung ist für die künftige Forschung derart wirkmächtig gewesen, dass die dritte Phase von Herders Rezensionen als nur unterbelichtet erschlossen gelten muss. Zu monokausal kehren Haym und seine Adepten die Humanitäts-Facette der intentional ‚bevormundenden‘ Besserung der ihrer bedürftigen Leser hervor und blenden das für Herder konstitutive und notwendig mitzureflektierende Korrektiv des aktiven und ‚mündigen Lesers‘ aus.⁵ Beide Lesarten konkurrieren nicht hinsichtlich der Einordnung von Stil und Ton und Struktur der Besprechungen. Fraglos ganz klar sticht der Bruch mit früheren Schaffens-Perioden Herders ins Auge: „Der ungenannte jugendliche Rezensent der Frankfurter Gelehrten Anzeigen war anders über die neuesten Meßprodukte hergefahren!“ (Ebd.)⁶ Allerdings treten die im Hintergrund wirkenden Impetus in Widerstreit: Volksaufklärung oder Aufklärung über die Köpfe des Volks hinweg?

¹ Vgl. Koepke 2009, 229.

² Ebd.

³ Vgl. ebd.

⁴ Ebd., 229f.

⁵ Vgl. dazu den Artikel Stefan Greifs in diesem Handbuch [→ II.3.2.2].

⁶ Dass sich die Gläser, durch die Herder bestimmte Autoren betrachtet, tatsächlich je nach Zeitschrift und Lebensphase unterschiedlich färben, lässt sich mit den Worten Hayms auch an Schläözer verdeutlichen: „Ist

Wie sich einstweilen der gewandelte *Ton* der Nachsicht ausnimmt, sei anhand von Herders Rezension zu Johann Heinrich Pestalozzis *Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts* (vgl. SWS XX, 290-295) illustriert. Bis auf die zwei zarten, nachgerade unterwürfig klingenden Bitten an Pestalozzi – „Ob sich nun gleich einem Genius [...] die kleinfügige Kritik nur schüchtern nahen sollte [...]“ –, in einer neuen Auflage die Interpunktion „heller“ zu gestalten und „die Wegnahme manches Ueberladenen“ vorzunehmen, um die „äußerst wichtige[n] Stellen“ noch „reiner ins Auge“ treten zu lassen, so dass sie „wie *Kastor* und *Pollux* auf dem berühmten römischen Berge riesenhaft“ wirken, exponiert Herder allenthalben den moralisch nützlichen „Werth“ des Buchs (ebd., 294f.). Auch sein Autor wird gebührend gebauchpinselt, unter anderem ob seiner Originalität und seines Einfühlungsvermögens: „Geborgt aber ist in diesem Buch nichts. Der Strom, sowohl wo er sanft fließt als ungestüm sich fortwälzet, quillt aus dem Herzen; wir lesen das reif durchdachte Resultat eines über die Hälfte hinaus gelebten, thätigen wenigstens im Wollen thätigen Menschenlebens.“ (Ebd., 293)

Dem Verf. werde eine solche Jahreszeit [schöne Herbsttage nach dem Sommer], auch für die Frucht, die er uns mit diesem Buche geschenkt hat. Jeder, wenn er es gelesen, nehme ein Blatt und schreibe seinen Lebenslauf dazu, was Er als *Werk der Natur* habe seyn sollen? was aus ihm die *Gesellschaft*, was endlich *Er aus sich selbst* gemacht habe? (Ebd., 294)

Es ist dies ein im übertragenen Sinn durchaus ernstgemeinter Appell an die Leserschaft der Rezension, vom „Zustand des *Thierrmenschen*“ schließlich „aus innerer Kraft, durch reine Bestrebung ihres Willens“, „*sittliche Menschen zu werden*.“ (Ebd., 292) Diese ‚volksaufklärerische‘ Funktion ist allerdings nicht apolitisch-generös von oben herab zu denken, sondern als Anreiz für das – etwa bei Goethe und Schiller elitär ausgeklammerte – Volk, sich selbst bilden und eigenmächtig in den geistigen Emanzipationsprozess einbringen zu können:

Pestalozzis praktischer Humanismus, seine Bemühungen um eine Verbesserung der Volks-erziehung, sein Mitleiden mit dem ärmsten und unterdrücktesten Teil der Gesellschaft, sein Glaube an den ursprünglichen Zugang des Volkes zur Wahrheit, seine Überzeugung, daß nur von der Erziehung aus die gesellschaftlichen Verhältnisse grundlegend zu verbessern sind, und nicht zuletzt sein religiöser Sinn, der dem sozialen und pädagogischen Engagement zugrunde lag, standen Herders eigenen Überzeugungen und Empfindungen nahe.¹

Es scheint, als sei es ein neu perspektivierter Adressatenkreis, für den Herder schreibt. Nicht mehr so sehr auf die Aushandlung von Einfluss im literaturkritischen Betrieb, im literarischen Feld bedacht², richten sich seine Besprechungen nun vermehrt an den ‚empirischen‘ Leser und „haben den Charakter freundschaftlicher Zuschriften an die Adresse der Verfasser. Es sind gute Freunde und Nachbarn wie Klopstock und Knebel, Müller und Merkel, Böttiger und Eschenburg, Thorild und Gräter, denen er durch die öffentliche Anzeige ihrer Arbeiten seine Teilnahme und seinen Dank bezeugte.“ (Haym 2, 787)

es nicht, als ob Herder eine Jugendsünde wieder gut machen wolle, wenn er in der Anpreisung zweier Schlözerscher Geschichtsarbeiten den Verfasser, den er schon in den Humanitätsbriefen gehrt hatte, als den Meister historischer Kritik feiert?“ (Ebd.)

¹ So die Einschätzung Rainer Wisberts im Kommentarteil der FHA 9/2, 1361.

² Vgl. zu „Medienkämpfe[n] im literarischen Feld“ und Herders Anteil daran Wolf 2013, Zitat ist Teil des Aufsatzuntertitels.

Ab 1798 erscheinen *Klopstocks Werke* bei Georg Joachim Göschen in einer neuen Ausgabe. Anlässlich der Veröffentlichung der ersten beiden Bände, die dessen Oden beinhalten, verfasst Herder eine Rezension für die *Erfurtischen Nachrichten von gelehrten Sachen*, welche Lobgesang genannt zu werden verdient (SWS XX, 327-335). Schon in der Besprechung einer früheren Ausgabe der *Oden* (1771 bei Johann Joachim Christoph Bode) für die *Allgemeine deutsche Bibliothek* von 1773 (SWS V, 350-362) hatte er zwar nicht mit Lob gezeit, „doch, bei aller Bewunderung von Klopstocks großer Kunst, auch einige Einwände“¹ artikuliert.² In den *Erfurtischen Nachrichten von gelehrten Sachen* ist von dieser Kritik nichts mehr übrig. Insbesondere den zweiten Band der *Oden* hebt Herder rezensierend als einen „Schatz von Sprache und Ausdruck, von Sylbentanz und lyrischer Bezeichnung der verschiedensten Gegenstände“ (SWS XX, 328) empor. Ohne Herders (frühe und nicht unwidersprüchliche) Ausführungen zur Ode mit der Rezension ins Verhältnis zu setzen, soll Letztere hier abschließend als Sammelstätte der für die dritte Rezensionsphase charakteristischen Züge diskutiert werden:

Um über diesen Reichthum nur einiges bestimmt zu sagen, (eine Anzeige, wie sie seyn sollte, würde ein Buch,) mag folgendes genug seyn:

Erstlich. Alle diese Stücke, kleinere und größere, die in der jetzigen Ausgabe correct, rein und schön dastehn, sind *lyrische Gedichte, d. i. Gesang*. Also erhebe man die Stimme und lese sie vor, auch wenn man sie *sich selbst lieset*. So heben sie sich vom Blatt und werden nicht nur verständlich, sondern lebendig, im Tanze der Sylben eine Gedankengestalt, sich schwingend auf und nieder; in den meisten Fällen aber, vom einfachen Laut an bis zur vollendeten Modulation, werden sie ein sich vollendender Ausdruck der Empfindung. [...] Das Auge soll nicht stumm lesen; sondern was Laut des Herzens ist, soll Laut werden. [...] [S]ollte ein melodisches Vorlesen dieser Gedichte jedem nicht ganz tauben oder verbildeten Ohr, ohne Commentar, durch bloße Biegung der Stimme, nicht auch *Verstand* dieser Gedichte mittheilen? (Ebd., 329f.)

In dieser Besprechung liegen die einzelnen Facetten der dritten Rezensions-Phase – nachsichtiger, milder Ton, Leseraktivierung, Volkserziehung, doppelter Humanitätsbegriff – spektralfarben vor, obwohl es sich nicht wie bei Pestalozzi um einen in der Sache selbst schon ‚pädagogischen‘ Primärtext handelt: Nicht nur wird der Leser in die Pflicht genommen, aktiv handelnd Herders Rezension zu ‚vervollständigen‘, indem er zur Lektüre der Klopstockschen Oden animiert wird. Auch diese selbst liegen als fixier- und tradierbares Artefakt zunächst „stumm“ auf dem Papier, so dass der Leser ein zweites Mal tätig werden muss, um ihnen durch lautes Lesen das Leben erst einzuhauchen und sie als Kunstwerk zu vervollkommen. Herder macht sich in einem zweiten Schritt anheischig, nachzuweisen, dass rezeptionsästhetisch nicht nur ein Einfühlen, sondern sogar ein Verständnis der Dichtung erreicht werden könne. Und zwar: „ohne Commentar“! Verstand ohne Stubengelehrsamkeit sei allerdings nur demjenigen Leser aus der ‚Mitte des Volks‘ möglich, der weder „ganz taub“ noch zu „verbildet“ sei. Mit der ersten Einschränkung zielt Herder auf sein berühmt gewordenes und vielfach missverständenes Diktum aus der Vorrede zum zweiten Teil der *Volkslieder. Nebst untermischten andern Stücken* (1779) [→ II.3.3.2] ab, nach dem das „Volk“ nicht verwechselt werden dürfe mit dem „Pöbel auf den Gassen, der singt und dichtet niemals, sondern schreyt und verstümmelt.“ (SWS XXV,

¹ Grimm, FHA 2, 1432.

² Vgl. dazu ebd., 1425-1433.

323) Ebenso ‚taub‘ nennt Herder diejenigen ‚abgehobenen‘ Dichter und Kunstrichter, welche sich in der entgegengesetzten Richtung zu weit vom Volk entfernt haben.¹ In *Von Ähnlichkeit der mittlern englischen und deutschen Dichtkunst, nebst Verschiednem, das daraus folget* (1777) [→ II.3.3.4] heißt es dazu:

Und doch bleibts immer und ewig, daß der Theil von Litteratur, der sich aufs Volk beziehet, volksmäßig seyn muß, oder er ist klassische Luftblase. Doch bleibts immer und ewig, daß wenn wir kein Volk haben, wir kein Publikum, keine Nation, keine Sprache und Dichtkunst haben, die unser sei, die in uns lebe und wirke. Da schreiben wir denn nun ewig für Stubengelehrte und eckle Rezensenten, aus deren Munde und Magen wirs denn zurück empfangen, machen Romanzen, Oden, Heldengedichte, Kirchen- und Küchenlieder, wie sie niemand versteht, niemand will, niemand fühlet. Unsre klassische Litteratur ist Paradiesvogel, so bunt, so artig, ganz Flug, ganz Höhe und – ohne Fuß auf die deutsche Erde. (SWS IX, 529f.)

Der im Kontrast zu früheren Schaffens-Perioden grundverschiedene Duktus mit der Abkehr von den Stubengelehrten, die Inaugurierung der Erziehung zur Mündigkeit des Lesers, welche aufklärerisch im besten aller möglichen Sinne ist, und die Verwurzelung im Volk sind die Insignien von Herders späten Rezensionen in den *Erfurtischen Nachrichten von gelehrten Sachen*.

Jetzt nun kommt es tatsächlich dazu: „als *Diener und Freund* des Autors, als kongeniale[r] Interpret[er] und Prophet[er] des individuellen, schöpferischen, gegenüber Regeln und Publikumsansprüchen autonomen, gottgleichen Genies“² tritt Herder literarisch-literaturkritisch in Erscheinung. Sich zum Richter des Verfassers aufzuschwingen verwirft Herder in dieser Spätphase ebenso, wie er es unterlässt, als Arzt dem Leser Ver- und Vorschreibungen zu machen.

NILS LEHNERT

¹ Vgl. zu den nicht einfachen Implikationen dieser unscharfen Trennung etwa Neuhaus 2004, 45f.

² Anz 2004, 196.